

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 112 (1986)
Heft: 6: Apropos Sport

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sprach- zerfall

Lesen bildet. Das erfuhr ich neu, als ich mich der Lektüre einer Art Aufklärungsschrift widmete: «Des Schweizerts Deutsch». Mehr oder weniger bekannte Persönlichkeiten aus dem wissenschaftlichen, politischen und kulturellen Bereich sowie

Von Ilse Frank

Medienvertreter taten mir kund, dass es in Helvetien um die Hochsprache schlecht bestellt sei. Immer mehr Leute weigerten sich strikte, sich wie Dichter und Denker auszudrücken. Die Mundart machte sich überall breit, doch auch sie sei nicht mehr, was sie einmal war.

Die beinahe einstimmig vorgebrachte Klage lautete: Wir kapseln uns ab, innerhalb der Landesgrenzen, und da wiederum errichteten wir Mauern zwischen den Welschen, den Tessinern und uns. Die freundeidgenössische Verständigung habe schon sehr gelitten.

Das bedauerte ich tief. Erstaunt aber – bevor ich nachsann und betrübt beistimmte – war ich ob der Feststellung, selbst die Dialekte würden nicht gepflegt.

Es grassiere eine hässliche, mit Anglizismen durchsetzte Umgangssprache, die sich natürlich gebe, jedoch eher ein synthetisches Produkt sei.

An diese kürzlich erworbenen Kenntnisse wurde ich erinnert, als mir Margrit begegnete. Nach ihrem Bericht zu schliessen, hat sich der saloppe Umgang mit der Sprache schon dermassen negativ ausgewirkt, dass nicht einmal mehr die Alemannen einander verstehen.

Margrit, die waschechte Bernerin, treffe ich seit Jahren regelmässig. Ich vertraue ihr, glaube deshalb aufs Wort, was sie mir erzählte. Es soll dem Neugierigen nicht vorenthalten werden:

Margrit arbeitet in Zürich. Früher fand sie dies wegen ihrer Nutzen-Natur hin und wieder eine Zumutung. Nun glaubte sie gar, fürs Leben gestraft zu sein. Die Frau, die stets redet, wie ihr der Schnabel gewachsen ist, bekam nämlich einen weiteren Kollegen aus der Ostschweiz. Bevor er da war, freute sie sich auf ihn, weil sie vielen St.Gallern, Thurgauern und Appenzellern freundschaftliche Gefühle entgegenbringt. Aber Jakob liess bald erkennen, dass mit ihm nicht gut Kirschen essen war.

Die ersten Irritationen empfand Margrit, als sie der Bursche nachzuäffen begann. Von Kurt Martis oder Ernst Eggimanns Ausdrucksform hatte er zwar keinen blossen Schimmer, dennoch tat er, als sei er des Berndeutschen mächtig. Wenn er ein e offen aus-

sprach, wenn er «Diir» brüllte anstatt «Si», glaubte er, Ernst Balzli in den Schatten zu stellen. Margrit, die – glücklicherweise nur innerlich – gereizt darauf reagierte, schalt sich eine Mimose und tat eine Zeitlang, als hörte sie schlecht.

Dann, am Tag X, ging sie senkrecht in die Luft. Sie könne Schlaumeier, die ihren Dialekt imitierten, ohne dazu fähig zu sein, nicht ausstehen, rief sie. Damit waren wenigstens klare Verhältnisse geschaffen ...

Wer nun glaubt, der junge Mann sei nach diesem Ausbruch in sich gekrochen, habe Besserung gelobt, irrt sich gewaltig. Jakob änderte nur seine Methode. Von Stund an verstand er vorwiegend Bahnhof.

Eines Morgens traf Margrit den Pendlers an der Tramhaltestelle. «Aha, du bisch ender gsel!» stellte sie, nicht eben geistreich, aber treffend, fest. Jakob schaute sie prüfend an, runzelte die Stirn, fragte gedehnt, was «ender» heisse. Margrit war baff, rang nach Atem, suchte eine Erklärung. Dann murmelte sie in tadellosem Bühnendeutsch: «Früher.» Sie war absolut nicht sicher, richtig geantwortet zu haben, studierte noch eine Weile daran herum, fühlte sich unsicher, dumm.

Endlich hatte Margrit den Vorfall vergessen, war zur Tagesordnung übergegangen. Das hätte sie besser nicht getan. Auf der Hut hätte sie sein sollen, und zwar dauernd.

Eine halbe Woche später betrat

Jakob nämlich ihr Büro, erkundigte sich, ob der Fahnenabzug des Artikels Y schon kontrolliert sei. «Gedoud!» bat Margrit. «Äs isch öppis usetätscht, das müesse mer zersch früsch ha.» Und ehe sich Margrit wieder der Korrektur widmen konnte, drang der Befehl an ihr Ohr, die Sentenz zu übersetzen. Die zu solchem Tun Aufgeforderte dachte nicht daran, zu gehorchen. Sie würdigte den Begriffsstutzigen, der ihrer Ansicht nach nicht beschränkt, sondern zynisch war, keiner Silbe mehr. Jakob ging.

Kurz danach tat er sich an einer Sitzung hervor. Die Diskussion drehte sich um eine Frau mit Chignon. Was das sei, begehrte Jakob zu erfahren, und Margrit, spontan wie meistens, rief in die Runde: «Äs Huppi!» Männiglich lachte, nur der Wissensdurstige nicht: «Es was?» fragte er provokativ. «Büürzi!» jubelten die Zürcher im Chor. Doch erst Handzeichen schufen Klarheit.

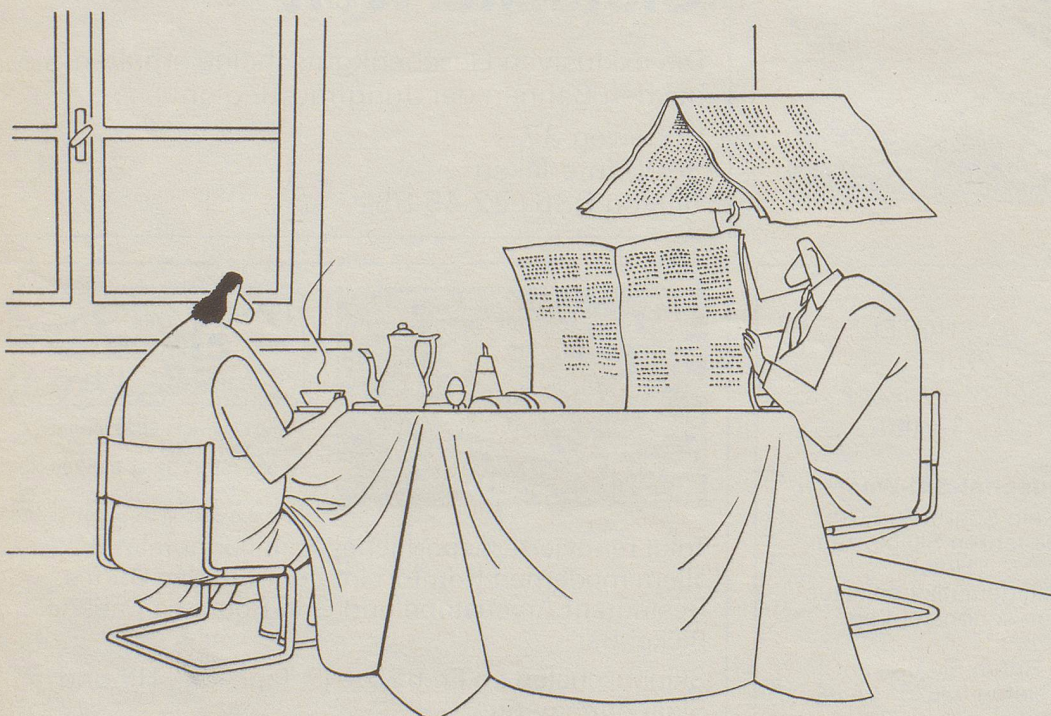
Wahrscheinlich, zog Margrit das Fazit ihrer Erzählung, dürfte sie dem Typ gar nicht böse sein. Er habe bestimmt nicht *einen* Funken Sprachtalent. Das komme von der linguistischen Dekadenz. Man merke eben allmählich, dass das Volk im Kindesalter Comics und ab fünfzehn den «Blick» verschlinge.

Die Resümierende sah leidend aus. Plötzlich erhellte sich ihre Miene: «Ächz, seufz, schnüff!» stöhnte Margrit abschliessend und zwinkerte mir zu.

Nachruf

Ich kannte ihn schon lange. Hundertmal habe ich ihm zugeschaut, wie er in seiner ruhigen, bedächtigen Art Probleme anging, wie väterlich-raunzig er seine Mitarbeiter behandelte, wie mitfühlend er in heiklen Fällen reagierte. Ich liebte seinen trockenen Humor, und manchmal dachte ich, es müsste mehr Männer seiner Art geben. Er wurde mit der Zeit zu meinem Vertrauten, ja, zuletzt kannte ich ihn so gut, dass ich voraussagen konnte, wie er in der nächsten Minute reagieren würde.

Und nun ist das eingetroffen, was ich schon lange befürchtet hatte: Er wollte aufhören, er hatte genug. Wir alle, die ihn liebten – ich war mit meiner Sympathie für ihn nicht allein –, konnten und



k a m b i z

wollten es nicht glauben. Gab es denn niemanden, der ihn von seinem Entschluss abzubringen vermochte? Von seinem Nachfolger wusste man nicht viel, nur wenige kannten seinen Namen. Es war klar, dass er die Dinge anders anpacken würde. Ein vollwertiger Ersatz konnte er nie werden, darin waren sich alle einig. Etliche plädierten dafür, ihm trotzdem eine Chance zu geben.

Vor kurzem war es soweit, die Stunde des Abschieds war gekommen. Obwohl wir alle seit Wochen darauf vorbereitet worden waren, traf es uns schmerzlich, als er starb – der Alte.

Ruth Binde

Bun di bun an

Ich bin in Rückstand geraten und lese heute erst die Nummer 51/52 des *Nebelspalters*. Das ganzseitige Bild von Sobe mit den Weihnachts- und Neujahrswünschen hat mich zum Denken und Schreiben angeregt. In sechs Sprachen wünscht Sobe uns frohe Weihnachten, in fünf Sprachen ein gutes neues Jahr.

Als Vertreterin der vierten Landessprache schaue ich automatisch, ob der Wunsch auch in meiner Muttersprache geschrieben ist. Immer wenn verschiedene Sprachen angewandt werden, schaue ich voller Spannung und Hoffnung nach, ob auch das Romanische vertreten sei. Es ist nie, und ich bin jedesmal enttäuscht. Dabei wäre oft Platz genug vorhanden. Wie täte das den Rätomanen wohl, wenn sie auf dem Bild, dem Plakat, auf der Ovmaltinebüchse, auf der Waschtrommel, auf dem Butterpapier und auf der Anleitung für das «Eile mit Weile» ihre Muttersprache erblickten! Wie gäbe das den rätomanischen Kindern Auftrieb, wenn sie plötzlich entdeckten, dass ihre Muttersprache ebenso wichtig ist wie die anderen Sprachen, wichtig genug jedenfalls, um auf Produkten des täglichen Gebrauchs vertreten zu sein. Die Kinder würden vielleicht das Gefühl los, auf verlorenem Posten zu stehen. Die neue Schriftsprache ist für solche «Notizen» ideal, und bei der Lia Rumantscha in Chur erhält man jede gewünschte Auskunft!

Hoffen wir also, dass es im nächsten Jahr im Nebi auch heissen wird: «Bunas Festas e bun di bun an!»

Dina

Kormoran-Abschuss

Eine Abstimmung im Nationalrat ergab, dass die Kormorane – grünlich-schwarze, gänse-grosse Wintergäste, Vögel, die sich von Fischen ernähren – abgeschossen werden dürfen. In unsern Nachbarländern wird der Kormoran geschützt, nur deshalb kommt er wieder häufiger vor: eine feine Bereicherung der winterlichen Fauna. Es wäre allzu logisch gewesen, wenn eine Dezimierung durch Abschuss in der Schweiz unterblieben wäre.

Der wahre Grund der nationalrätlichen Debatte liegt aber anderswo: Der Kormoran ernährt sich von Fischen, zwar vor allem von minderwertigen Weissfischen, aber er schmälert eben doch den Ertrag der Berufsfischer. Also gehört diese Vogelart zu den Schädlingen, was besonders schlimm ist, da es sich bei den Kormoranen um «Ausländer» handelt. Den Fischräubern gehört der Schnabel verbunden! Darum Abschuss, wenn dies anders nicht zu bewerkstelligen ist.

Eigenartig berührt eine Tatsache: Weissfische sind weder bei Herrn noch bei Frau Schweizer gefragt. Folglich werden sie möglichst exportiert oder «als Geschenk» in Drittweltländern abgesetzt... Hanni Gerhard

Panischer Zorn

Es war eine schöne, geruhsame Siesta-Stunde. Keine dringende Arbeit, kein Ärger in Sicht. Keine Nachbarskatze räkelt sich in verdoppelter Grösse querbetten über der Liegestatt. Ich genoss die Alleinherrschaft, nutzte sie zur mittäglichen Ruhe – wie einst Pan! Da läutete es plötzlich herrisch an der Haustür. Bevor ich über die Innentreppe zum Drücker gelangte, ertönte noch gebieterischer die Stimme eines Einlassfordernden Wesens – männlichen Geschlechts, wie sich bald herausstellte. Ein Vertreter zur Erneuerung eines Inseratabonnements ersuchte mich, den Bestellschein auszufüllen. Um die Mittagszeit werde ich ob solcher Einfälle sauer. Ich gab zu verstehen, dass eine telefonische Anmeldung angebracht gewesen wäre, ein Besuch jedoch unangebracht sei. Mit spöttischen Bemerkungen tat er seine männliche Über-

legenheit kund, worauf ich ihn ins Pfefferland wünschte. Er nahm's krumm, sagte barsch und bestimmt, ich solle mir das Inserat an den Hut stecken! Sprach's, verliess die Wohnung und schlug die Tür zu. (Die Frage, wer eigentlich hier um den Lohn kam, lag ihm offensichtlich fern.)

Dieses Benehmen irritierte mich dermassen, dass ich der Direktion schriftlich mitteilte, für sie keine Verdienstquelle mehr zu sein, dass ihr Vertreter einer besseren Schulung im Umgang mit Kunden bedürfte, falls er überhaupt diesbezüglich erziehbar sei!

Nach geraumer Weile bekam ich den Anruf eines Direktors, der mir mit frostiger Vorgesetztenstimme erklärte, ein avisierter Vertreterbesuch sei bei den paar hundert Franken eine Zumutung (von mir). Und dann beendete er seine scharfkantige Rede mit der Feststellung: «In der Schweiz wird über Mittag gearbeitet, Madame!»

Seither frage ich mich: Wie ist der Chef eines grösseren Presseunternehmens motiviert, wenn er Vertreter aussendet, die zahlungsfähige Kunden umwerben sollen, die sie jedoch durch arrogantes Gehabe vergraulen? Sind die Geldsäcke, auf denen solche Unternehmen sitzen, bereits so hoch, dass der Kunde vom König zum Sklaven absinkt?

Sind das alte Griechenland und Rom an der Siesta gescheitert?

Ellen Darc

Das Lachen

Wer an einem kaum erwachten Wintermorgen mit dem Zug zur Arbeit fährt, kennt die stummen, verschlafenen und freudlosen Gesichter der Reisenden. Ein älterer Kondukteur geht durch die Wagen und ruft: «Reisende nach Solothurn-Münschter?», denn sie müsste er zum ganz knapp nach unserer Ankunft abfahrenden, roten Moutier-Bähnlein hinübermelden, damit es noch ein paar Augenblicke geduldig verharre. Nach einer weiteren Station kommt er wieder, fragt aufs neue nach eventuell zugestiegenen Münster-Reisenden, und da erklingt unerwartet ein helles, amüsiertes Lachen. Eine junge geistig Behinderte findet es lustig, dass er das gleiche – wozu auch, meint sie wohl – wieder ruft, und lacht. Der alte Kondukteur dreht sich nicht missbilligend nach ihr um, er lacht ganz einfach auch, und die verschlafenen Arbeiter, die dem Schulstress entgegenfahrenden Kantonsschüler, alle, alle lachen mit. Sicher kennt nicht jeder den Grund der ausgebrochenen Heiterkeit, aber sie steckt eben an, wie der Missmut leider auch.

Die Sonne dringt nicht durch in den neblig aufdämmernden Wintermorgen, und doch ist sie da.

Eva Jung

ECHO AUS DEM LESERKREIS

Kein Thema

(Nebelspalter Nr. 1)

Liebe Ilse Frank
Komisch, das «Problem» Fräulein/Frau scheint sich auf die deutsche Sprache zu beschränken. Kein Thema ist es zudem für alte Frauen. Ich kenne 85jährige weibliche Wesen, die sich dagegen wehren, als Frau angesprochen zu werden. «Ich bin das Fräulein Meier», sagte mir kürzlich eine über Achtzigjährige, als ich sie mit «Frau Meier» ansprach. Und das ist kein Einzelfall.

Ich fühle mich absolut nicht beleidigt oder erniedrigt, wenn mich ein Gast in der Cafeteria unseres Altersheims, wo ich gelegentlich serviere, mit «Fräulein» anspricht, obwohl ich schon seit einiger Zeit im AHV-Alter bin. Es amüsiert mich höchstens, dieses «Fräulein, zahle!»

Mit freundlichem Gruss Hege

Biologisch bestimmt?

(Nebelspalter Nr. 1)

Sehr geehrte Frau Frank
Bei der Diskussion über das Thema «Frau oder Fräulein» ist bisher ein wesentlicher Punkt übersehen worden:

Solange der Mann bei der Partnerwahl den aktiven Teil spielt, ist es für die junge Frau wichtig, mit dem Titel «Fräulein» zu signalisieren: «Ich bin noch zu haben.» Trotz Gleichberechtigungsartikel in der Bundesverfassung ist es in der Mehrzahl der Fälle auch heute noch so, dass der Mann «heiratet», während die Frau «geheiratet wird.» Ist der aktive Part des Mannes nur durch die Konvention bestimmt, dann ist langfristig gesehen eine Änderung möglich. Was aber, wenn sein Verhalten biologisch bestimmt ist (siehe Tierwelt)? Dann ist eine Änderung ausgeschlossen, und dann bedeutet die Aufgabe des Titels «Fräulein» für die junge Frau einen klaren Nachteil.

Mit freundlichen Grüssen

Ernst Wolfner